

und noch emsiger vertilgenden Meisen eingenommen. Ah! dachte ich, die Herren Söhne und Fräulein Töchter meiner vorjährigen Gäste wollen auch leben! In diesem Jahre ist aber die Gesellschaft so sehr angewachsen, dass die Frau Pastorin in Brambach alle drei Wochen ein Brot mehr muss backen lassen. Dabei sind die Thierehen so zahm, dass meine Kinder das Gesicht an die Fensterscheiben drücken können, ohne dass jene sich in ihrem Mahle stören lassen.

Aber auch noch auf andere Weise weiss sich *Parus major* während des Winters zu nähren. Sieh', da kommt so ein Schlaupf nach der Bienenhütte! Er setzt sich an einen Bienenkorb und pocht mit dem Schnabel kräftig an. Wehe der armen Biene, welche nachsehen will, wer draussen ist und Einlass begehrt. Kaum erscheint sie auf dem Flugbrette, da ergreift sie der Mörder, zerreisst sie in Stücke und verzehrt die Eingeweide und den Honig.

Brambach, im März 1855.

W. Pässler.

Die bleibende Vereinigung der Gatten bei den meisten Vögeln, daher ihr Wiederkehren zu einander in jeder folgenden Brütezeit, wird neuerlich wohl überhaupt als hinreichend erwiesen betrachtet; weniger allgemein anerkannt scheint aber die lebhafteste Theilnahme, welche auch noch in der Zwischenzeit ein Gatte dem anderen schenkt, wenn beide sich in zahlreicherer Gesellschaft mit anderen, oder wenigstens mit ihrer Familie, zusammenbefinden.

Hiervon erzählt Nilsson („Skand. Fauna, Foglarna, Inledning, S. X.) zwei anziehende Beispiele, mit dem Beifügen: „jeder aufmerksame Jäger werde sich leicht weiter davon überzeugen können.“ Er berichtet nämlich:

„Bei einer Jagd im Walde mitten im Winter traf ich eine Familie von *Garrulus glandarius* an, die aus 7 — 8 Stück bestand. Da ich zum Behufe einer Untersuchung gerade einen bedurfte, so versuchte ich, mich ihnen zu nähern. Sie waren jedoch ungewöhnlich scheu und flüchteten sich. Ich schoss daher aus grosser Entfernung auf den nächsten; er fiel nicht, war aber stark angeschossen, und blieb auf dem Baume sitzen. Alle die übrigen ergriffen hierauf die Flucht; nur einer blieb bei dem verwundeten und versuchte auf jederlei Weise, mich von demselben fort- und nach einer anderen Seite hinzulocken. Ich ladete nun wieder und schoss ihn gleichfalls. Es waren Männchen und Weibchen.“

„Ein anderes Mal erlegte ich im Spätherbste einen *Parus coccy-*

leus, gleichfalls aus einer Gesellschaft. Alle zogen dann flüchtig ihres Weges, bis auf Einen, welcher lange in Kreisen über der Stelle herumflog, wo er den getroffenen hatte ins Gras niederfallen sehen. Schliesslich, da er denselben nicht entdecken konnte, flog er bald nach einer, bald nach einer anderen Stelle hin, indem er dazwischen fortwährend schrie und mit angstvoller Stimme dem verlorenen Gatten rief.“

Mit Bezug auf den, gleichfalls erwiesenen Umstand, dass namentlich bei grösseren Vögeln ein Gatte nach dem Verluste des anderen gewöhnlich das nächste Frühjahr hindurch, oder wohl auch mehrere Jahre lang, im Wittwenzustande verharret, erinnert Nilsson an ein Beispiel von einem Kraniche, welches Ljungdahl in der „Tidskrift för Jägare och Naturforskare“, (Jahrg. 1834, S. 928,) erzählt hat. Ebenso verweist er dann auf das, was Pallas in seiner „Zoographia“ (II, p. 213,) in Betreff der Singschwäne als Regel bezeichnet.

Eine sehr entschiedene Ausnahme hiervon machen bekanntlich oft die grossen und mittelgrossen Raubvögel: da bei ihnen gewöhnlich ein, während der Fortpflanzungszeit weggeschossener Gatte sehr bald durch einen neuen ersetzt wird. Auch sie scheinen jedoch nicht so ohne Bedenken und längeres Warten zu einer neuen Ehe zu schreiten, wenn der andere Theil „in der Zwischenzeit“ verunglückt ist, und wenn mithin der überlebende sich im Zweifel darüber befudet, ob sich der vermisste nicht doch vielleicht noch einfinden werde? Eben dieser Zweifel in dem einen Falle, gegenüber der Gewissheit in dem anderen, scheint überhaupt wohl der wesentlichste Beweggrund zu dem verschiedenen Verhalten in beiden. Zieht man ihn gebührend mit in Betracht: dann wird vermuthlich das Verhalten aller Vogelarten hierbei ein ziemlich gleiches, oder doch sehr ähnlich sein.

Eine Thatsache aber, die neu sein dürfte, ist die von Nilsson angeführte und wenigstens bei manchen Arten vorkommende

Anhänglichkeit der Aeltern selbst noch an die vorjährigen Jungen: wenn auch, wie N. sehr passend hinzufügt, wahrscheinlich nur bei solchen Arten, welche gewöhnlich erst mit dem dritten Lebensjahre fortpflanzungsfähig werden. So bei den Möven. In Betreff ihrer heisst es nämlich, (ebenda, S. XI—XII:)

„Man weiss, dass die Jungen der Silbermöve, *Larus argentatus*, im ersten Jahre viel dunkler als im zweiten sind und sich daher dem Alter nach beide von einander ebenso, wie von den wirklich alten, leicht unterscheiden lassen. Wenn im Frühjahre der Paarungstrieb der letzteren erwacht, so treiben sie die Jungen von sich fort:

gleich als scheuten sie deren Gegenwart bei ihrer Geschlechtsverrichtung. Jene nehmen dann ihre Zuflucht zu entfernten Wassern, meist zu Binnenseen, und zwar sogar zu denen in abgelegenen Alpenzügen.“ (Bald nachher, auf S. XVI, wo N. die befiederten Hauptbewohner der verschiedenen Höhenregionen der skandinavischen Gebirge bezeichnet, heisst es daher für die „Schnee-Region: Hier trifft man *Larus canus* und *L. argentatus* an den Alpenseen; jedoch meistens nur jüngere Vögel . . .“) „Inzwischen pflanzen die Alten sich fort und widmen dann all' ihre Sorge nur ihrer Nachkommenschaft von dem laufenden Jahre. Wenn diese aber gegen den Herbst zu erwachsen ist, dann finden sich auch die Jungen von dem vorhergegangenen Jahre bei den Alten wieder ein, mischen sich unter ihre dunkleren jüngeren Geschwister, und werden jetzt wiederum von den Aeltern mit ihrer Liebe umfasst. Ich habe so im Herbste aus derartig gemischten Mövenschaaren Junge der vorjährigen Brut heruntergeschossen und gewöhnlich gefunden, dass, wenn alle die übrigen sich flüchteten, ein oder zwei alte Vögel über den geschossenen herumschwärmend verweilten und durch Klagetöne, so wie durch ihr Betragen, ihre Theilnahme und Besorgtheit ausdrückten. Glückte es dann, auch sie zu erlegen: so waren es jedesmal ein Männchen und ein Weibchen. Es kann also kein Zweifel darüber herrschen, dass es wirklich die Aeltern der getödteten waren.“

In der That wiederum eine recht hübsche Beobachtung, die zwar, (wie eben jede andere auch,) zuvörderst wirklich gemacht sein wollte, die man aber, nachdem sie gemacht ist, gerade in dieser ihrer Beschränkung auf solche Vögel, welche erst nach zwei Jahren brutfähig werden, ganz „natürlich“ finden muss. Es bewährt sich also damit auf's Neue der schöne, von Prof. Ehrenberg ausgesprochene Satz: „richtig erkannte Thatsachen müssen sich auch logisch a priori construiren lassen.“ D. h.: sie müssen, ex post gefunden, so erscheinen, dass man hinterher einsieht, wie und wesshalb man sie eigentlich schon zuvor hätte errathen können und sogar errathen sollen.

Denn bekanntlich führt umsichtiges „Rathen“ zu leichterem und schnellerem Finden; der thatsächlichen Zuverlässigkeit des letzteren aber thut es durchaus keinen Eintrag: da jeder Vernünftige das bloss durch „Rathen“ sich Ergebende so lange nur als „wahrscheinlich“ oder „höchst wahrscheinlich“ hinstellen und betrachten wird, bis es durch thatsächliches „Finden“ sich als wahr, und mithin als richtig „gerathen“, erwiesen hat.

Dabei mag es dann freilich meist ein persönlich richtiges Gefühl

sein, wenn die neuere und neueste Ornithologie sich gewöhnlich nicht viel auf das Rathen einlässt; — „richtig“, weil sie eben, wenn sie es thut, gewöhnlich falsch räth. Denn ein Treffer gelingt ihr, wenigstens bei einigermaassen schwierigen Fragen, sichtlich nur sehr selten. (Das hat sich namentlich bei der so genannten „*Fuligula Homeyeri*“ gezeigt: wo die ganz falsche Ansicht die meisten Stimmen für sich erhielt, während es die weniger falsche kaum auf mehr als zwei oder drei Stimmen brachte.) Aber man sollte sich doch billig davor hüten, in Betreff des Nichtkönnens gar zu kurzweg von sich selbst auf Andere zu schliessen: da Mancher es vielleicht im „richtig Rathen“ schon desshalb ein wenig weiter gebracht haben kann, weil dazu oft vergleichsweise überhaupt nicht viel gehört.

Berlin, den 15. Mai 1856.

Gloger.

Sollten die Kraniche wohl eine besondere Sommertracht haben? — auch wenn sie dann, wie allerdings nicht zu bezweifeln, bloss eine theilweise, d. h. auf gewisse Gefiederstellen beschränkt wäre: ähnlich, wie etwa bei dem Birkhahne; also nicht allgemein für das gesammte kleine Gefieder eintretend, wie sie diess bei den männlichen Enten thut. —

Nilsson, der bereits i. J. 1835 die eigenthümliche, an Kopf, Hals und Brust jener der Henne ähnelnde Sommertracht des Birkhahnes beschrieb, (Skandin. Fauna, Faglarna, II, S. 62,) ist geneigt, das Vorhandensein einer solchen auch beim Kraniche als nicht unwahrscheinlich anzusehen. Er sagt darüber, (ebenda, S. 152,) in einer besonderen „Anmerkung“:

„Man trifft Kraniche, deren Rücken und Schultern einen sehr bemerkbaren rostbraunen Anstrich haben; ja manche sind an diesen Stellen fast kastanienbraun. Aber noch scheint es nicht angemacht, ob diess etwa die Sommertracht des Vogels ist.“

Bei der ungewöhnlichen Klugheit und Schen desselben möchte die Sache auch gerade bei uns nur um so schwerer „auszmachen“ bleiben, weil es hier nur wenige Gegenden giebt, wo er nistet. Was aber sehr für ihre Wahrscheinlichkeit sprechen könnte, ist der seltsame, in diesem „Journale“ (1855, S. 515) von Hrn. Forstinspector Wiese erwähnte Umstand, dass ein Kranich ohne Schuss oder sonstige Verletzung desshalb eingefangen werden konnte, weil fast alle seine Schwungfedern auf ganz ähnliche Weise zu fast gleicher Zeit ausgefallen, daher noch im Wachsen begriffen waren, wie bei den Enten-Männchen kurz nach dem Anlegen der schlichtgefärbten Sommer-

tracht. Es wäre also zu fragen: wie sah dieser Kranich damals aus? Hatte er vielleicht wirklich die von Nilsson angegebene, in's „Rostbraune“ ziehende oder „fast kastaniebraune Färbung des Rückens und der Schultern“? —

Jedenfalls war es gut, dass Hr. Wiese dieses ungewöhnlichen Fanges als Merkwürdigkeit erwähnt hat. — Dass eine so eigenthümliche Mangelhaftigkeit der Flugwerkzeuge, eine zeitweise völlige Unbrauchbarkeit derselben für ihren Zweck, die Folge eines bloss individuellen krankhaften Zustandes gewesen sein sollte, möchte ich durchaus nicht für wahrscheinlich halten. Denn wie sollte es zugegangen sein, dass ein solcher Umstand, wenn er vorhanden gewesen wäre, (noch dazu, ohne sich anderweitig irgendwie äusserlich kennbar zu machen,) gerade nur auf das Mausern der Schwungfedern eingewirkt haben sollte? und zwar so, dass er den sonstigen allmählichen Verlust derselben zu einem plötzlichen allgemeinen gemacht hätte? Das würde, empirisch, wie theoretisch betrachtet, ein Fall ohne Gleichen sein, der ganz ohne Beispiel dastände, und für den mithin gar keine Erklärung möglich wäre.

Allerdings kommt ein merklich hemmender, oder sonst störender Einfluss kränkelder Zustände auf die Mauser bei Vögeln überhaupt wohl oft genug vor; (ja bei den weiblichen tritt bekanntlich die Verzögerung der gesammten Hauptmauser sogar in völlig gesundem Zustande, als Folge einer zufällig mehr als gewöhnlich verspäteten Brut ein;) aber die Wirkung hiervon erstreckt sich dann stets ohne besonderen Unterschied gleichmässig auf das gesammte Gefieder. Oder, wo nicht, so trifft die Verzögerung vorzugsweise das kleine. Das Umgekehrte würde ja auch wirklich das Unzweckmässigste, organisch Verkehrteste sein, was in solchem Falle geschehen könnte. Denn für einen schon ohnehin kranken Vogel, der also bei seiner einstweiligen Schwäche viel eher der Verfolgung unterliegen muss, würde es ja offenbar gar nichts Bedenklicheres geben können, als: den so gleichzeitigen Verlust beinahe aller grösseren Schwungfedern auf einmal! — einen Verlust, dessen Wiederersatz bekanntlich auch da, wo er die allgemeine Regel bildet und wo mithin der Organismus darauf eingerichtet ist, stets ein so bedeutendes Maass von Säften und von Bildungskraft verlangt. Daher das Magererwerden der Enten-Männchen zu der Zeit der Mauser ihrer Schwingen, und das entschiedene Abmagern sämmtlicher junger Enten zu der Zeit, wo ihnen dieselben zum ersten Male wachsen.

Demnach ist der erwähnte Fall wahrscheinlich nur der erste, durch einen glücklichen Zufall bekannt gewordene Beweis von einer

bisher nicht vermutheten allgemeinen Thatsache. Diese aber würde eben darin bestehen, dass auch Kraniche heiderlei Geschlechts ebenso, wie der Birkhahn und die Enten-Männchen, ihre Schwungfedern auf Einmal wechselten und vorher eine theilweise besondere Sommertracht anlegten: — eine Tracht, deren schlichtere, weniger abstechende Färbung das Gute für sie hätte, sie den Blicken ihrer Feinde weniger leicht bemerkbar werden zu lassen; mithin abgesehen davon, dass sie dann zugleich durch ein stilleres und versteckteres Leben sich denselben viel weniger bemerkbar zu machen suchen. Gelingt es jedoch hierbei dem Birkhahne und den Entenmännchen, diese Zeit ohne sonderliche Gefahr zu überstehen: warum sollte es da nicht auch dem äusserst klugen und vorsichtigen Kraniche gelingen? ihm, dem für den Fall der Noth eine so bedeutende Schnellfüssigkeit zu Gebote steht. Auch findet ja bei den Gänsen und Schwänen eine solche gleichzeitige Mauser aller grossen Schwungfedern Statt, ohne dass ihnen der Vortheil einer Tracht-Veränderung zu Statten käme. Und noch dazu fehlt hierbei den Schwänen stets die Fähigkeit, sich einer Gefahr durch Untertauchen zu entziehen: während ihre bedeutende Grösse allein sie vor derselben wohl nicht besser schützen kann, als den schnellfüssigen Kranich die seinige.

Allerdings kömmt bei den, früher als nahe mit den Kranichen verwandt angesehenen Störchen und Reihern ein solcher plötzlicher, allgemeiner Schwingenwechsel nicht vor. Diess aber beweist Nichts dagegen, sondern spricht eher dafür: weil es nur abermals für ihre mehrseitig grosse Verschiedenheit zeugt. Bei jenen beiden würde eine solche Einrichtung freilich beinahe gleich unmöglich, d. h. fast gleich wenig mit ihrer ganzen Lebensweise vereinbar sein, wie bei den Raubvögeln: da sie es nie vermeiden können, weit nach ihrer Nahrung fliegend umherzustreifen. Die Kraniche dagegen werden recht wohl eben so gut etwa 3—4 Wochen lang sich ernähren und bestehen können, ohne zu fliegen, wie dann die männlichen Enten und für kürzere Zeit auch deren Weibchen zu hestehen vermögen.

Berlin, den 24. Mai 1856.

Gloger.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Journal für Ornithologie](#)

Jahr/Year: 1856

Band/Volume: [4 1856](#)

Autor(en)/Author(s): Gloger Constantin Wilhelm Lambert

Artikel/Article: [Die bleibende Vereinigung der Gatten bei den meisten Vögeln. / Sollten die Kraniche wohl eine besondere Sommertracht habe? 389-394](#)